

Christoph L. Althof · Der Fall Gottfried Bürger · [ A ]



Christoph L. Althof

# Der Fall Gottfried Bürger

*Eine Recherche*

[ Version A ]

Altan

ISBN 978-3-930472-03-1

© 2021 Altan Verlag, Medelby  
Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung, Satz und Herstellung: Dasein & Design  
Druck und Bindung: BPP Kleve

[www.altan-verlag.de](http://www.altan-verlag.de)

# Inhaltsverzeichnis

Das Rätsel .....	8
Einige Hilfestellungen .....	32
Schwarz .....	63
Das Messer .....	90
Herr Gottwald .....	110
Die Postkarten .....	136
Appenrode .....	157
Das alte Haus .....	181
Eine Art Fantasy .....	202
Kurzzeittherapie .....	231
Unbekanntes Land .....	262
Das Entsetzen .....	280
Die Lösung .....	297
Nachbemerkungen des Autors .....	318



Dieter Bähz gewidmet

# Das Rätsel

## 1

Gottfried Bürger genoss diesen Donnerstag Nachmittag im Sommer 1992 auf dem Balkon mit schlechtem Gewissen, denn eigentlich hätte er in der Wohnung sitzen und Seminararbeiten korrigieren müssen. Aber er saß da, unter dem Sonnenschirm, zurückgelehnt, den Roman, den er seit drei Tagen las, auf dem Schoß und ein Glas Weißwein vor sich auf dem Tisch. Er wollte an diesem Nachmittag einfach nicht mehr aufhören zu lesen.

Als das Telefon in der Wohnung läutete, hatte Bürger Angst, es könnte das Dekanat oder das Prüfungsamt sein. Er hörte schon die vorwurfsvolle Stimme einer Sekretärin, die irgend etwas von ihm wollte. Die Klausuren seien noch nicht da, oder das Gutachten für die Magisterarbeit der Frau Soundso müsste schon seit mehr als einer Woche vorliegen.

Bürger ging in die Wohnung, nahm den Hörer ab, und er war sich einen Moment lang sicher, dass der Anrufer soeben aufgelegt hatte. Er hörte nichts. Er sagte zur Sicherheit noch einmal laut »Hallo!«

Mit einer kleinen Verzögerung antwortete jetzt eine Frauenstimme. »Hallo!« Die Stimme schwieg wieder.

Bürger dachte nach. Die nächste Frage, die ihm in den Kopf kam: War das eine Frau, die er vor vielen Jahren einmal gekannt hatte und die herausfinden wollte, ob er sich noch an ihre Stimme erinnerte?

Dann sprach die Frau weiter: »Sie kennen mich nicht. Ich bin – eine Ihrer Leserinnen, Herr Bürger. Eine Leserin, die auf Ihren neuen Roman wartet.« Die Frau lachte

an dieser Stelle leise. »Sie sollten die Geschichte von Paul Schwarz zu Ende schreiben.«

»Woher wissen Sie, was ich gerade schreibe?«, fragte Bürger ohne nachzudenken.

»Das ist, glaube ich, nicht so wichtig«, antwortete die Frau.

Bürger schaltete um. Dieses Gefühl des Umschaltens hatte er immer, wenn er mit Vorsatz und gegen den unmittelbaren inneren Impuls etwas Bestimmtes tat. Er wollte den kleinen Ärger, der in ihm aufstieg, nicht in seine Stimme dringen lassen, sondern freundlich sprechen. Er wollte nicht ungeduldig klingen.

»Wollen Sie mir nicht sagen, wer Sie sind?«, fragte er. Er sprach jetzt wie ein geschulter Polizeibeamter, der weiß, dass Geduld immer das Beste auf dem Weg zu guten Verhörergebnissen ist.

»Nein«, erwiderte die Frau. »Nein. Wenn ich das wollte, hätte ich mich gleich mit meinem Namen gemeldet. Es ist besser, wenn Sie nicht wissen, wer ich bin.«

»Und warum wollen Sie mir nicht sagen, wer Sie sind.«

»Da gibt es viele Gründe. Jeder einzelne dieser Gründe würde in Ihren Ohren sehr merkwürdig klingen. Sagen wir darum: Ich möchte die Spannung steigern. Ich bin für Sie einfach – nun, ich bin wichtiger für Sie, wenn Sie nicht wissen, wer ich bin.«

Die Frau machte eine Pause. Bürger hört, wie sie sich räuspert. Dann sagte sie langsam: »Erinnern Sie sich an Ihr Leben gegen Ende der Pubertät? Sie haben wie in einem Rauschgefühl darauf gewartet, dass Sie jetzt erwachsen werden. Sie haben damals zu sich selbst gesagt: ›Ich werde leben, wie die Menschen in Romanen leben und gelebt haben.««

Er wollte antworten, aber er hörte das Klicken. Die Frau hatte aufgelegt.

Bürger ging hinaus auf den Balkon, setzte sich, trank einen Schluck Wein und nahm das Buch auf, das er las. Es

war ein Roman von Julian Barnes, ›The will to let the world end«. Er hatte den Bleistift zwischen die Seiten gelegt und wendete jetzt die Seite, um weiterzulesen.

Der Abschnitt auf der neuen Seite begann mit diesen Sätzen: »I remember a period in late adolescence when my mind would make itself drunk with images of adventurousness. This is how it will be when I grow up. I shall go there, do this, discover that, love her, and then her and her and her. I shall live as people in novels live and have lived.«

Bürger legte das Buch auf den Tisch zurück, stand auf und sagte halblaut: »Das ist jetzt nicht wahr! Woher konnte diese Frau wissen ...«

## 2

Auch am Abend ging Bürger diese Frauenstimme nicht aus dem Kopf. »Ich habe einen *anonymen Anruf* bekommen!«, sagte er zu sich. Eine Frau hatte ihn aufgefordert, die Geschichte mit Paul Schwarz endlich zu schreiben. Das war noch nichts Besonderes. Er sprach manchmal mit Leuten über das, woran er gerade schrieb. Das konnte diese Frau von jemandem gehört haben. Aber das mit dieser Stelle in dem Buch von Barnes! Woher konnte sie – sie konnte nicht wissen, dass er gerade auf dieser Seite weiterlesen würde. Oder konnte das Zufall sein? Nein, das konnte kein Zufall sein. Bürger sah auf seine Hand, die ein Stück Brot hielt, und er sah, dass seine Hand leicht zitterte.

Auf der anderen Seite, niemand bedrohte oder erpresste ihn. Aber dennoch, er konnte doch nicht ...

Die Leerstelle hinter diesem *Dennoch*, diese Leerstelle, die er einfach nicht füllen konnte, machte Bürger nervös. Er hörte diesen ganz leichten, nicht einzuordnenden

süddeutschen Tonfall, mit dem die Frau gesprochen hatte. Kein Dialekt, sondern nur der Anklang an einen Dialekt. Möglicherweise war die Frau auch Österreicherin. Eine Österreicherin, die vor Jahren nach Norddeutschland gekommen war?

Bevor er schlafen ging, notierte Bürger in sein Tagebuch: »Heute ein anonymer Anruf. Eine Frau. Anonyme Anrufe sind immer seltsam. Ich erinnere mich nur noch an zwei weitere Telefongespräche dieser Art. Beim ersten Mal, vor ein paar Jahren, waren das Studentinnen, die sich zu einem Hexenkreis zusammengeschlossen hatten und wahrscheinlich einfach wissen wollten, ob ich mit einer Frau zusammenlebe. Sie haben angerufen und gefragt, ob sie meine Frau sprechen könnten. Das war ungefähr ein halbes Jahr nach Alice' Tod. Es war ziemlich pietätlos, aber nicht bedrohlich. Und dann war da noch diese eine Studentin, die so eine Art Telefonneurose hatte und drohte, das philosophische Seminar in die Luft zu sprengen. Das ist jetzt auch schon wieder lange her. Aber diese Frau heute hat nicht gedroht. Sie hat sich als Leserin meiner Bücher ausgegeben. Sie wollte, dass ich die Schwarz-Geschichte zu Ende schreibe. Das ist ja nun nichts Schlimmes, dieser Wunsch. Ganz im Gegenteil, ich könnte das als eine freundliche Ermunterung nehmen. Aber sie wusste, welche Stelle ich in einem Buch lese! Wie kann das sein? Was soll ich tun? Ich werde wohl oder übel erst einmal abwarten müssen. Ich glaube, diese Frau wird wieder anrufen.«

### 3

Am folgenden Morgen, nachdem er den Bademantel über den Schlafanzug angezogen hatte, ging Bürger in den Keller hinunter. Er suchte einige Minuten in drei Kartons, dann hielt er das erste Manuskript des Romans in der

Hand, die Geschichte des Paul Schwarz. Er hatte damals, 1988, die knapp vierhundert Seiten dieser Fassung in einen hellgrauen Karton binden lassen. Dieses schwere Stück Papier, das er jetzt wieder in der Hand hielt, sah merkwürdig aus, fand er. Wie eine dicke Examensarbeit.

Bürger nahm diese gebundene erste Fassung des Romans mit hinauf in seine Wohnung. Es war immer noch drückend schwül. Er zog den Bademantel wieder aus, dann setzte er sich in einen Sessel und schlug die dicke Kladde auf. Er hatte den Roman damals ohne rechte Überzeugung ›Das Verhör« genannt. Der Titel war ein Arbeitstitel, eine Verlegenheitslösung gewesen. Ihm war einfach nichts Besseres eingefallen. Dieterich, sein Lektor, war mit dem Buch wahrscheinlich auch nicht glücklich gewesen, aber Dieterich hatte das am Telefon nie deutlich gesagt. Auch später nicht, als sie sich in Frankfurt getroffen hatten. Dieterich hätte das Buch aber aus alter Verbundenheit herausgebracht, das stand fest. Einer wie Dieterich ließ einen Autor, der über Jahre hin erfolgreich gewesen war, nicht einfach hängen, nur weil der Autor einmal ein schwaches Buch ablieferte. Nun gut, es musste heißen: Ein Lektor wie Dieterich *hätte* einen Autor wie ihn nicht hängen lassen. Damals war der Luchterhand-Verlag in Schiefelage gekommen, und die beiden »Schweizer Damen« hatten kurzerhand zwei der drei Lektoren entlassen. Vielleicht war es auch ganz anders gewesen. Wie hatte die beiden Luchterhand-Besitzerinnen nur geheißt, damals?

Dieterich hatte nie über seine Entlassung, die für ihn sicherlich ein Schock gewesen war, gesprochen. Aber das stimmte, daran erinnerte er sich: Dieterich hatte die beiden Frauen immer »die Schweizer Damen« genannt, auch als er schon nicht mehr bei Luchterhand war. Sie hatten noch ein paarmal miteinander telefoniert, Dieterich und er. Aber dann war der Kontakt abgerissen. Es war am Ende, als habe sich Dieterich geschämt, dass er

nichts mehr für ihn, den Autor, den er über die Jahre hin betreut hatte, tun konnte.

Ob die anonyme Anruferin auch wusste, dass er im Augenblick gar keinen Verlag hatte, in dem er diese Geschichte von Schwarz veröffentlichen konnte? Wenn, einmal angenommen, morgen tatsächlich der Anfang dieses Romans auf einmal gelang, wenn er die Geschichte des Paul Schwarz noch einmal und diesmal endgültig schrieb, dann wusste er nicht, wohin damit. Natürlich würde er, wenn er sich anstrengte, einen Verlag finden, er war schließlich immer noch ein ziemlich berühmter Schriftsteller. Aber er hasste es, bei Verlagen als Bittsteller aufzutreten, um sich dann gelangweilt-schnöselig klingende Absagen einzuhandeln.

#### 4

»Gibt es ein Leben, das bei genauem Hinsehen nicht ungewöhnlich ist?« Mit diesem Satz hat Gottfried Bürger seinen ersten literarischen Erfolg, ›Das dunkle Leuchten«, begonnen: Dieser schlichte Satz ist später immer wieder einmal in den Zeitungen zitiert worden. Mit seinem ersten Roman war er 1980 über Nacht bekannt geworden. Er war von Literaturkritikern, die sich sonst mit Horrorromanen nicht aufhielten, einhellig gelobt worden. Manfred Rosen hatte ihm in einer Rezension in der Süddeutschen Zeitung bescheinigt, dass es sich bei diesem Erstling um einen »erstaunlichen deutschen Schreckensroman« handle.

Da war er, überlegte Bürger – gerade einmal 32 Jahre alt gewesen. Vier Jahre vorher hatte er seine Promotion abgeschlossen, er war dabei gewesen, sich zu habilitieren. Damals hatte alles auf eine normale Universitätslaufbahn hingedeutet, natürlich immer vorausgesetzt, dass das mit der Habilitation und den Bewerbungen anschließend gut ging.

Dann war dieser Roman erschienen, und von einem Tag auf den anderen hatte sich sein Leben verändert. Er hatte mit Luchterhand einen guten Verlag gefunden, und sein Lektor Dieterich kannte sich in der Literaturwelt aus und verfügte über die richtigen Kontakte. Dreimal war er dank Dieterichs guten Verbindungen sogar im Fernsehen gewesen. Er sei der Mann, so hieß es manchmal, der den Horrorroman in Deutschland neu begründet habe. Niemand übernahm allerdings Manfred Rosens Ausdruck »Schreckensroman«. Es blieb bei diesem Etikett. Er schrieb *Horrorromane*.

Schnell wurden seine Romane und Erzählungen mit denen von Stephen King verglichen. Wobei – King hatte ›Carrie‹ schon sechs Jahre vorher veröffentlicht. King und Bürger, sie waren der gleiche Jahrgang, und einem Aufsatz im ›Merkur‹ hatte Bürger damals zu den Vergleichen zwischen seinen Geschichten und denen Kings Stellung genommen. »Ich will ehrlich sein«, hatte er geschrieben. »Ich hatte in der Zeit, als ich meinen ersten Roman veröffentlicht habe, noch nie ein Buch oder eine Geschichte von Stephen King gelesen. Auch später hatte ich keine Zeit für das umfangreiche Œuvre des Kollegen King. Als die Vergleiche zwischen meinen Romanen und denen Kings gezogen wurden, habe ich mir einige von Kings Büchern gekauft und gelesen. Es mag seltsam klingen, aber Stephen Kings Geschichten sind mir allesamt fremd geblieben sind.«

Er hatte damals daran erinnerte er sich genau, lange überlegt, ob er das mit dem *Kollegen King* so hinschreiben sollte. Das würde für viele sicherlich ziemlich anmaßend klingen. Dann war da auf einmal diese Stimme in seinem Kopf gewesen und hatte gesagt: »Warum denn nicht?« Also hatte das mit dem *Kollegen* stehengelassen. Anschließend hatte er erklärt, dass Intertextualität eben auch bedeute, dass man einen großen Themenbereich aufgreife und sich dabei, ob man wolle oder nicht, auf

einmal in die Nähe anderer Autoren befinde.

5

Nun also – Bürger liest in dem alten Manuskript der Schwarz-Geschichte. Er hat bereits 1985 daran gedacht, aus Begebenheiten um den Pastor Grünbeck, den er in seiner Kindheit gekannt hat, einen Roman zu machen. Pastor Grünbeck, das war ein Kollege seines Vaters gewesen, nicht in der DDR, sondern schon in Hannover. Ein Mann, der immer unglaublich sittenstreng auftrat und der eines Tages suspendiert und dann vor Gericht gestellt worden war, weil er Konfirmandinnen zu sich gelockt und »zu unzüchtigen Handlungen angeleitet« hatte, wie das beim Prozess in der Sprache der damaligen Zeit hieß. Pastor Grünbeck hatte es mit einem erstaunlich sicheren Instinkt verstanden, immer nur die Mädchen auszuwählen, die seinen verrückten Geschichten glaubten und niemandem von dem erzählten, was er im Pfarrhaus mit ihnen anstellte. Auf diese Weise war die ganze Sache, damals Ende der fünfziger Jahre, über Jahre hin im Verborgenen geblieben. So lange eben, bis sich Pastor Grünbeck in einer seiner Konfirmandinnen dann doch getäuscht hatte.

Es war ihm schon damals klar gewesen: Er wollte die Geschichte von Pastor Grünbeck nicht wie eine Nacherzählung anlegen. Die größeren Änderungen hatte er rasch bestimmt. Die Geschichte, um die es in seinem Roman gehen würde, hatte sich Anfang der sechziger Jahre ereignet. Ein Oberstudienrat mit Namen Paul Schwarz, ebenfalls sehr sittenstreng und cholerischer noch als Pastor Grünbeck, sollte im Mittelpunkt stehen. Schwarz schreit seine Schüler aus dem geringsten Anlass an. Paul Schwarz ist verheiratet, eine kinderlose Ehe. Frau Schwarz kommt nur als Schatten vor. Und, ja, als kleine, nicht ins Bild passende Nebenei-

genschaft – Schwarz spielt sehr gut Klavier. Das war wieder direkt von Pastor Grünbeck übernommen. Das war eine irritierende Fähigkeit bei Pastor Grünbeck gewesen, dass er sehr gut Klavier spielte. Manche in der Schule behaupteten, er sei unmittelbar nach dem Krieg von Elly Ney in München unterrichtet worden.

»Man traut cholerischen Menschen nicht zu, dass sie gut Klavier spielen können«, sagt Bürger manchmal, wenn er mit jemandem über die Gestalt des Paul Schwarz spricht. »Aber Charaktere sind nicht einfach und berechenbar. Weder im Leben noch in der Literatur.« Paul Schwarz drangsaliert seine Schüler, und die Zeit ist danach. Schüler haben sich damals noch demütigen lassen.

Eines Tages taucht dieser Paul Schwarz nach den großen Ferien nicht mehr an der Schule auf. Die Schüler sind erstaunt, fragen nach, doch kein Lehrer rückt mit der Sprache heraus, und dann kommt es natürlich trotzdem ans Licht: Paul Schwarz hat über Monate hin die Frauen, die in dem Vermessungsamt neben der Schule arbeiten, angerufen und mit obszönen Worten traktiert.

Bürger erinnert sich genau: Diese Variante zu den Konfirmandinnen des Pastors Grünbeck hat er während eines Besuchs bei seiner Mutter in der Hannoverschen Allgemeinen Zeitung gefunden. Zuerst wollte er Schwarz Schülerinnen verführen lassen und das Grünbeck-Vorbild einfach übernehmen. Ganz passend erschien ihm dieser Gedanke aber von Anfang an nicht. Paul Schwarz war zu abweisend und zu sehr der Rolle des autoritären Lehrers verhaftet. Es wäre nicht glaubwürdig gewesen, wenn Schwarz vor Schülerinnen diese Rolle aufgegeben hätte. Abgesehen davon, dass kaum eine Schülerin mit einem solchen Mann hätte intim werden wollen. Er hatte also diesen Zeitungsbericht gefunden, tatsächlich über einen *Studienrat*, der die Frauen in einem Vermessungsamt mit obszönen Anrufen belästigt hatte. Er war ge-

wohnt, solche Zufälle aufzugreifen. Paul Schwarz rief also die Sekretärinnen in diesem Amt an. Daran hat sich seitdem auch nichts mehr geändert.

Bürger hat damals, nach ein paar Fingerübungen, die er angestellt hat, um den richtigen Ton für eine Geschichte zu finden, ohne besondere Anstrengungen einfach geschrieben, und dann hat er immer weiter geschrieben, so lange, bis eine Geschichte oder ein Roman fertig war. Zum Aufbau seiner Bücher machte er sich nicht viel Gedanken. *Lineares Erzählen* – der Aufbau der Geschichte musste sich beim Schreiben ergeben. Das war ein Teil seiner Begabung, dass der Aufbau einer Geschichte auch tatsächlich einfach mit dem Schreiben entstand. Manchmal sah es am Ende so aus, als habe er nach einem festen Plan geschrieben, weil Handlungsstränge, die weit auseinander lagen, plötzlich zusammenfanden. Aber auch das ergab sich für ihn einfach. Nein, er hatte seinerzeit nie einen Plan, wenn er seine Geschichten schrieb.

Und wo lag in der Geschichte des Paul Schwarz der Horror? Es ist doch sein Markenzeichen, sagt sich Bürger, dass einfache Geschichten, bei denen über die ersten Seiten hin nichts nach einem entsetzlichen Ende aussah, irgendwann kippten. Er dachte wieder daran: Vor ein paar Jahren hatten sich die Kritiker eine Zeitlang überschlagen mit ihrem Erstaunen. So präzise gefasst sei das, was Gottfried Bürger am Ende dieses Romans wieder einmal an Entsetzlichem heraufdämmern lasse! Um zu erkennen, wie sich das Schreckliche im Leben eines Menschen verborgen halten und auf einmal hervorbrechen könne, müsse man unbedingt Bürgers ›Das Bad in den Wolken‹ gelesen haben. Das war genau 1985 gewesen, und dass das Bad ein Blutbad meinte, wurde in diesem Roman erst nach 250 Seiten klar. Dieses Buch hatte sich drei Monate lang auf der Spiegel-Bestsellerliste gehalten und hätte beinahe den ersten Platz erreicht, wären da nicht Heinrich Bölls ›Frauen vor Flusslandschaft‹ und natürlich Süskinds ›Parfüm‹ gewesen.

Also Platz 3, aber immerhin. Es war sein letzter großer Erfolg. Von da an war es mit ihm, was die Verkaufszahlen seiner Bücher anging, bergab gegangen. Bis hin zu dem Tag, an dem Helmut Tobler dann versucht hatte, ihn zu vernichten, mit dieser umfangreichen Rezension in der FAZ, die eine Einordnung aller seiner Romane und Erzählungen unter die Kategorien ›Schund« und ›Kitsch« enthielt. »In Bürgers Geschichten«, hatte Tobler geschrieben, »gehen Massengeschmack und Gewaltpornographie eine düstere Liaison ein.« Dieser Satz von Tobler hat sich in Bürgers Gedächtnis eingebrannt.

## 6

Dass er eines Tages Geschichten *veröffentlichen* würde, davon hat Gottfried Bürger schon in der Schule geträumt. Später erinnert er sich manchmal an seinen Traum als als Vierzehnjähriger, der überlegt hat, dass er so ein Gerät wie in der Schule, einen von diesen nach Spiritus riechenden Vervielfältigungsapparaten, kaufen wollte, wenn er erwachsen war. Er wollte Texte, die er schrieb, vervielfältigen und weitergeben können. Die Anzahl und die Qualität der Kopien war nicht so wichtig. Dann, gegen Ende der Schulzeit, hatte er versucht, mit Verlagen in Kontakt zu kommen. Er hatte ein Theaterstück geschrieben, das sein Lebensgefühl ausdrückte. Die Antworten der Verlage, wenn es denn Antworten gab, waren so abgefasst, dass sie ihm klarmachten: Er war kein junges Genie, sondern einfach nur ein junger Mann, der Schriftsteller werden wollte. Von der Sorte gab es viele. Das aber verstand er erst ein paar Jahre später, als er die Sammlung der Verlagsantworten, die er gesammelt hatte, noch einmal gelesen und gleich anschließend verbrannt hat.

Für einige Zeit verschrieb er sich damals ganz und gar seinem Studium. Er hatte in Göttingen zu studieren begonnen, und er war in Göttingen geblieben. Zwei Semester Jura und ein unbezahltes Praktikum bei einer Rechtsanwaltssozietät von *Uslar und Partner* in Hannover hatten ausgereicht, um ihm klarzumachen, dass dieses Fach und die juristische Art, die Welt zu sehen, nichts für ihn waren. Er hatte dann Germanistik, Anglistik und Philosophie studiert, und irgendwann fand er in der Philosophie sein Thema: *das Original*. Und gleich daneben war die Schwester des Originals, *die Fälschung*, aufgetaucht. Es war ein Zucken durch seinen Kopf gegangen, als er sich das zum ersten Mal ernsthaft gefragt hatte: Was war das denn überhaupt, ein Original?

Der Zufall hatte es wie so oft in seinem Leben gerichtet. Christian Hausmann war soeben nach Göttingen berufen worden. Auf eine C4-Stelle, ausgestattet also mit zwei Assistenten und zwei Hilfskräften und einer Sekretärin. Er hatte in Vorbereitung auf ein Hauptseminar von Hausmann Nelson Goodmans ›Languages of Art« von gelesen, im englischen Original. Eine Übung für sein Englischstudium sollte das so nebenbei sein. Das Englische hatte ihm in der Schule schon gelegen. Goodmans Buch war so etwas wie das Aufleuchten einer Erkenntnis gewesen, der Eintritt in sein eigenes philosophisches Zauberreich. ›Art and Authenticity« und dann ›The Perfect Fake« und ›The Unfakeable«. Er hatte in dem Seminar vorgetragen, hatte Goodman englisch zitiert und auf eigene Beispiele zurückgegriffen. Konnte man ein Musikstück wirklich nicht fälschen? Welche Bedeutung hatten die Wörter *fälschen* und *Fälschung* da und in anderen Zusammenhängen? Wenn ein Musikwissenschaftler vorgab, eine bis dahin unbekannte Sonate von Haydn gefunden zu haben, und das war ein im Stil von Haydn nachgeahmtes Stück, geschrieben von dem Mann selbst? Wurde dann Haydn *gefälscht* oder war das doch eine andere Kategorie? Überhaupt die wundersamen

Ränder dieses Themas! Wenn eine junge Frau zufällig Alda Balestra sehr ähnlich sah, konnte man dann einer Zeitschrift verbieten, vollkommen unkommentiert mit den Fotos der Doppelgängerin auf dem Titel herauszukommen? Verletzte sie dann Balestras Recht am eigenen Bild? Wie er damals ausgerechnet auf Alda Balestra gekommen war, wusste er nicht mehr, aber der Name war ihm immer im Gedächtnis geblieben.

Der Seminarvortrag hat dem jungen Professor Hausmann gefallen, und drei Monate später hat Hausmann Bürger gefragt, ob er eine Stelle als Studentische Hilfskraft antreten wolle. Bürger hat sich anschließend für einige Tage ausgewählt und emporgehoben gefühlt. Er hat geglaubt, dass er von nun an *in der Philosophie* leben wird, nicht nur vor der Tür des Faches. Er hatte viel gelesen in dieser Zeit. Und er hatte seine Hauptseminararbeit zu einer Magisterarbeit ausgebaut. Er war, wie er das später immer wieder einmal nannte, am Beginn der *Ochsentour* durch die Universität gewesen. 1977 war er mit seiner Dissertation fertig, und diese Doktorarbeit mit dem Titel ›Der Begriff des Originals in der analytischen Philosophie‹ war 1979 erschienen. Bürger überlegt: Was waren das für Zeiten gewesen! Als er, nach während er an seiner Dissertation saß, zugleich an seinem ersten Roman geschrieben hatte.

## 7

Eine Woche später rief die Unbekannte wieder an. Es war zu dem Zeitpunkt, als in Bürger die alten Zweifel aufkamen, ob der neue Anfang des Paul-Schwarz-Romans, den er in den vergangenen zehn Tagen geschrieben hatte, nicht doch wieder nur eine langweilige Aneinanderreihung von Sätzen war. Die Frau begrüßte ihn wie einen

alten Bekannten, fragte, wie es ihm ging und ob er mit seinem Schwarz-Roman gut vorankomme.

Bürger sagte der Anruferin, dass er tatsächlich mit der Schwarz-Geschichte neu begonnen hatte.

»Ja, das ist gut, fast hätte ich gesagt – es ist unbedingt notwendig, dass Sie wieder an diesem Buch arbeiten!«

Die Stimme der Frau hatte da eine besondere Färbung angenommen, einen weichen Klang, den Bürger nicht einordnen konnte, aber im selben Moment war ihm klar: Er musste auf jeden Fall herausfinden, wer diese Frau war! Er fragte die Anruferin direkt: »Wollen Sie mir nicht sagen, wer Sie sind?«

»Es ist unwichtig, wer ich bin«, sagte die Frau. »Es kommt nur darauf an, was ich Ihnen mitteile.« Die Frau lachte leise.

Diese beiden Sätze kamen Bürger höchst eigenartig vor. Sie waren wie Fremdkörper in diesem Gespräch und deuteten auf weit entfernten Punkt, der wie hinter einem Nebel undeutlich schimmerte.

»Bitte schreiben Sie rasch weiter!«, sagte die Frau. »Ich möchte das erste Kapitel lesen, wenn es fertig ist. Ich melde mich wieder.«

»Und wie soll ich es Ihnen schicken, wenn ich nicht – «

Bürger hörte das Klicken mitten im Satz. Die Frau hatte aufgelegt.

## 8

Gut eine Stunde nach diesem zweiten Gespräch mit der Unbekannten wusste Bürger auf einmal ein, warum ihm diese zwei Sätze während des Telefongesprächs so merkwürdig vorgekommen waren. »Es ist unwichtig, wer ich bin. Es kommt nur darauf an, was ich Ihnen mitteile.« Er kannte diese Sätze, sagte er sich.

Er ging zum Bücherregal im Wohnzimmer. An der rechten Wand und da noch einmal rechts unten suchte er bei seinen Belegexemplaren nach seinem zweiten Roman. Sabrina, die Heldin, reiste das ganze Buch hindurch hinter einem Mann her, Dr. Hollander. Sie wollte diesen Hollander, mit dem sie auf einer Party eine halbe Stunde gesprochen hatte – sie wollte diesen Mann unbedingt wieder treffen. Sie kam von dem Gedanken nicht los, dass Hollander etwas über sie wusste, was für ihr gesamtes zukünftiges Leben sehr wichtig war. Im dritten Kapitel sagte Sabrina am Telefon zu einem Hotelportier: »Es ist doch unwichtig, wer ich bin. Es kommt nur darauf an, was ich sage.«

Sabrina hatte den Portier vorher gefragt, ob Herr Dr. Hollander in dem Hotel abgestiegen sei. Der Portier war in einem großen Haus angestellt und entsprechend groß war auch sein Selbstbewusstsein. Er antwortete kühl: »Wenn Sie mir nicht sagen möchten, wer Sie sind, gnädige Frau, dann bitte ich um Verständnis, wenn ich meinerseits Ihnen nicht sagen kann, ob dieser Herr bei uns wohnt.«

Bürger nahm er einen Bleistift und markierte die Stelle. Anschließend legte er einen Zettel als Lesezeichen in das Buch. Das Buch legte er neben das Telefon. Wenn die Frau wieder anrief, würde er ihr irgendwann genau mit den Worten des Portiers antworten und abwarten, wie sie reagierte.

## 9

Die Gelegenheit zu diesem Experiment ergab sich bereits am folgenden Abend. Die Unbekannte rief wieder an.

»Ich möchte Sie noch einmal fragen, ob Sie mir nicht sagen wollen, wer Sie sind«, sagte Bürger ohne Einlei-

tung. »Es fällt mir sonst sehr schwer, weiter mit Ihnen zu sprechen. Unser Gespräch kommt mir sonst – nun ja, wie soll ich sagen, es kommt mir *kindisch* vor.«

»Sie sollten mir glauben, dass ich gute Gründe habe, nicht zu sagen, wer ich bin«, antwortete die Frau freundlich.

Als sie das sagte, hatte Bürger bereits das Buch aufgeschlagen und bemühte sich um eine möglichst natürliche Sprechweise: »Wenn Sie mir nicht sagen möchten, wer Sie sind, gnädige Frau, dann bitte ich um Verständnis, wenn ich meinerseits Ihnen nicht sagen kann, wie es mit der Geschichte von Paul Schwarz weitergeht.«

Die Frau schwieg einen Augenblick, dann sagte sie: »Sie haben es herausgefunden!« Sie lachte und sprach sofort weiter, ohne auf Bürgers Zitat einzugehen. »Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen. Der Titel eines Romans ist wichtig, nicht wahr?«

»Natürlich«, sagte Bürger und überlegte gleichzeitig, warum nicht er es war, der jetzt auflegte.

»Sie sollten das Buch über Schwarz ›Das Judenportrait« nennen«, sagte die Frau. ›Portrait in der alten Schreibweise, mit *a-i*.«

Der Titel kam Bürger merkwürdig und unpassend vor. Er sagte: »Dieser Titel verstößt ein wenig gegen die gegenwärtigen Regeln des politisch korrekten Sprechens, fürchte ich. Das wird kein Verlag gerne sehen.«

»Das ist doch aber nicht von Bedeutung, wenn es der *richtige* Titel für Ihren Roman ist, oder?«

»Wenn es der richtige Titel *wäre*, dann nicht; aber ich glaube nicht, dass das der Titel dieses Romans sein sollte.«

»Sie dürfen da nicht vorschnell urteilen«, sagte die Frau. »Warten Sie einfach ein paar Tage. Ich bin sicher, Sie werden sehen, dass es gar keine Alternative zu diesem Titel gibt.«

Die Frau lachte und legte auf.

Von diesem Tag an hieß das Buch mit der Geschichte des Oberstudienrats Paul Schwarz für Bürger tatsächlich ›Das Judenportrait«. Bürger fand das Wort *Judenportrait* sehr merkwürdig, aber er konnte sich gegen diesen Titel nicht wehren. Er hatte keine Alternative, die er besser fand. Er suchte nach einer Begründung. Er suchte nach etwas, das die Geschichte von Paul Schwarz mit den Wörtern *Juden* und *Portrait* verband. Paul Schwarz war – ein Außenseiter. Aber die Juden – sie waren damals im 3. Reich keine Außenseiter. Das Wort *Außenseiter* war viel zu schwach, um ihre Ausgeliefertsein an den Hass, den die Nazis aufgebaut hatten, zu umschreiben.

Bürger erinnerte sich auf einmal an eine kleine Episode mit Pastor Grünbeck. Er, Bürger, war acht oder neun Jahre alt, und er war ernsthaft krank. Der Arzt vermutete, dass er eine Lungenentzündung hatte. Vielleicht sogar *Tbc*. Das war damals die normale Bezeichnung, und alle Leute machten ernste Gesichter, wenn sie diese Abkürzung aussprachen. Es war die Zeit nach dem Krieg. Pastor Grünbeck hatte seine Eltern besucht und sich zu ihm ans Krankenbett gesetzt. Was sie denn so in der Schule durchgenommen hätten, bevor er krank geworden sei, wollte Pastor Grünbeck wissen, und der Pastor Grünbeck nahm aus dem Schulranzen, der in der Nähe stand, mit großer Selbstverständlichkeit die Hefte heraus. Er blätterte in dem Heft aus dem Sachunterricht, wie das damals hieß. Dann stutzte er und zeigte auf eine Stelle. Wie man *dieses Wort* denn schreibt, wollte er wissen. Es ging in dem kleinen Aufsatz, einer Nacherzählung, um die Kartoffelernte, und er hatte geschrieben, dass die Bauern die Kartoffeln in *Judesäcke* packen. Er hat nicht gewusst, was an diesem Wort falsch war, und das war ihm peinlich. »Mit einem *T* schreibt man das, *die Jute*«, sagte Pastor Grünbeck hierauf ernst. »*Der Jude*, das ist einer aus dem Volk der Juden. Das Volk, das Jesus

getötet hat.« Dann sagte Pastor Grünbeck ganz leise: »Die Juden sind das Volk, das Deutschland zerstört hat ...«

## 11

Gottfried Bürger hat Karen Morgenthal kennengelernt. Nachdem Lisa Hahn bei ihm ausgezogen war, lebte er allein in seiner Wohnung in der Wilhelm-Weber-Straße. Er fühlte sich einsam, eingesperrt, unglücklich. Darum hat er im Spätsommer 1991 eine Anzeige in der ZEIT aufgegeben: »Raum Norddeutschland. Philosoph und Schriftsteller, 43, gelegentlich melancholisch gestimmt, sucht junge oder jung gebliebene Dame für unverbindliche Begegnungen. Zuschriften mit Bild bitte unter Chiffre.«

Diesen Text fand er selbst sehr gekünstelt und aufgesetzt, aber der Anzeigentext entsprach seinem innerem Zustand, und er »funktionierte«, wie Bürger später in sein Tagebuch schrieb. Nach der Erfahrung mit Lisa Hahn wollte er keine feste Bindung mehr. Er hatte in dem halben Jahr, nachdem Lisa ausgezogen war, auf der anderen Seite auch festgestellt, dass er eben doch nicht allein leben konnte.

Er hatte dann gestaunt. In den darauffolgenden beiden Wochen hatte er 63 Zuschriften bekommen. Er hatte die Kuverts gezählt, bevor er die meisten der Briefe weggeworfen hatte. Eine Auswahl unter den Zuschriften zu treffen, war nicht sonderlich schwer gewesen. Die beigelegten Fotos und die Angaben zu ihren Lebensumständen, die die Frauen machten, ergaben recht klare Hinweise zu den Frauen, die ihm geschrieben hatten. Drei der Frauen kamen für ihn schließlich in die engere Wahl. Lara kam aus der Nähe von Oldenburg. Sie schrieb, ihr sei sehr wichtig, dass er keine feste Beziehung wolle. Sie sei nämlich verheiratet und wolle ihren Mann nicht verlassen.

Es schrieb auch eine Galeristin aus Hamburg, Karen

Morgenthal, die bereits in ihrem ersten Brief mitteilte, dass es ihr eigentlich nur um *sehr* gelegentliche Treffs gehe. Sie würde manchmal auf ihren Fahrten nach München – Sie fliege nicht gern und fahre diese ziemlich lange Strecke meist mit dem Auto – in Göttingen eine Pause machen. Für eine Tasse Kaffee, ein gemeinsames Essen, ein Gespräch. Mehr müsse vorerst nicht sein. »Was nicht ausschließt, dass in einer passenden Situation nicht einmal mehr aus einem solchen Gespräch werden kann«, schrieb sie dann noch.

Sibylle Dufours Brief hatte er ebenfalls herausgelegt. Eine Assistentin bei den Romanisten an der Universität Osnabrück, die zu diesem Zeitpunkt seit einem Jahr von ihrem Mann, einem Franzosen, geschieden war. Der Mann lebte jetzt wieder in Paris.

Lara und Sibylle waren ungefähr zehn Jahre jünger als Bürger, Karen, die Galeristin, war vier Jahre älter als er. Auf dem beigefügten Bild allerdings, dunkelhaarig, groß, sehr elegant, war Karen Morgenthal die attraktivste der drei Frauen.

Lara sagte ein erstes Treffen mit Bürger wieder ab. Mit der Begründung, sie habe festgestellt, dass sie ihren Mann einfach nicht betrügen könne. Jedenfalls nicht mit soviel Vorsatz und Vorbereitung. Was Sibylle anging, fuhr Bürger nach Osnabrück und fand sie hübsch und freundlich-ungreifbar. Der Schock der Trennung von ihrem Mann und die vorausgegangenen Streitigkeiten saßen immer noch tief in ihrer Erinnerung. Sie formulierte es selbst so. Er dürfe von ihr nicht zu viel erwarten, sagte sie bei diesem Treffen und schaute dabei in ihren Kaffee. Sie ließ offen, was Bürger nicht erwarten konnte. Nach einer kurzen Pause, fügte sie hinzu, sie erwarte auch nicht zu viel von ihm.

Seit diesem ersten Treffen kommt Sibylle manchmal nach Göttingen, und Bürger fährt einmal im Monat nach Osnabrück. Beide achten darauf, dass sie in etwa gleich

oft die Fahrt auf sich nehmen. Ihre Beziehung halten sie schwebend-unklar. Sie vermeiden auch jede Festlegung in der Frage, wie ernsthaft und ausschließlich diese Verbindung ist. Die Besuche verabredeten sie allerdings so gründlich und formal, den Terminkalender neben dem Telefon, sodass Bürger nicht sicher war, ob es nicht noch einen anderen Mann gab. Möglich auch, sagte er sich, dass Sibylles Ex-Mann gelegentlich nach Osnabrück kam, vielleicht um irgendwelche behördlichen Sachen zu erledigen.

Karen Morgenthal hat, entsprechend ihrer Ankündigung, in einem Jahr viermal die Autobahnausfahrt bei Göttingen genommen. Sie hat vor Jahren Kunstgeschichte studiert, und Bürger war beeindruckt von ihren Kenntnissen. Bei ihrem dritten Treffen, als sie am späten Nachmittag ankam, sagte sie, wenn er nichts dagegen habe, würde sie heute gerne bei ihm übernachten. Bürger antwortete, dass sie im Gästezimmer schlafen könne, wenn sie wolle. Karen antwortete mit einem schnellen Lächeln, dass sie das mit dem Übernachten schon ganz einfach und direkt meine. Das mit dem Gästezimmer könne man sich sparen.

Sie schliefen in dieser Nacht nur drei Stunden. Die Galeristin streifte in dieser einzigen gemeinsamen Nacht, die es bisher gab, ihr immer leicht abweisendes norddeutsches Wesen ab wie ein altertümliches Kleidungsstück. Immer wenn Bürger an diese Nacht zurückdenkt, ist Karen Morgenthal in seiner Erinnerung wie eine Südseeinsulanerin, für die in der Umarmung mit einem Mann eine Auflösung des kontrollierten Denkens eine vollkommene Selbstverständlichkeit ist.

Sibylle Dufour hat bei ihrem zweiten Treffen leise, sachlich und mit gesenktem Blick festgestellt, dass sie bei diesen Treffen, bis auf Weiteres jedenfalls, nicht mit ihm schlafen wird. Wenn er das nicht akzeptiere, müssten sie ihre gegenseitigen Besuche abbrechen. Es ergibt sich so für Bürger die überraschende Tatsache, dass er erst drei Wochen nach dieser Nacht mit Karen Morgenthal zum ersten

mal mit Sibylle Dufour schlief. Er hatte anschließend den Eindruck, dass Sibylle Dufour diese Liebesnacht als eine Aufgabe angesehen hatte, deren sie sich endlich mit der selbst auferlegten Routine einer Französin, die sie durch ihr Studium und durch die Ehe mit einem Franzosen geworden war, zu entledigen hatte.

Bürger ordnet die Beziehung zu den beiden Frauen in seine gegenwärtigen Lebensumstände ein. Er empfindet sein Leben seit der Zeit mit Lisa Hahn als etwas, das er nicht mehr versteht. Er hat sich ausgemalt, was er tun würde, wenn Karen ihn besucht und Sibylle plötzlich überraschend in der Tür stünde. In diesem Fall, so hat er sich vorgenommen, würde er Sibylle einfach hereinbitten und die beiden Frauen einander vorstellen. Was sich dann weiter ergab, wollte er abwarten. Wahrscheinlich würde diejenige von den beiden, die zuerst die Fassung wiedergewann, sich nach einer Stunde äußerst konventionell verabschieden. War das heutzutage ein Risiko? Nein, fand Bürger, ein wirkliches Risiko war es nicht. Er sagte sich, dass er, wenn er schon ein unkonventionelles Leben führte, eben gleich ein richtig unkonventionelles Leben führen konnte.

## 12

Was die unbekannte Anruferin anging, war Bürgers Ehrgeiz inzwischen endgültig geweckt. Die Frau hatte seine Entdeckung in dem ›Rätsel‹ kaum zur Kenntnis genommen, und das ärgert ihn. Das war ein gekonnter Schachzug, dieses Übergehen, sagte sich Bürger, denn jetzt wollte er *auf jeden Fall* wissen, wer diese Frau war.

Für den nächsten Anruf dachte sich Bürger wieder etwas aus, um die Unbekannte zu überraschen und aus der Reserve zu locken. Daran, dass die Frau wieder anrufen

würde, zweifelte er nicht mehr. Sein Plan war – er wollte diesmal in die Offensive gehen.

Die Frau rief zwei Tage später wieder an. Sie beglückwünschte Bürger zum Fortgang der Arbeit, ganz so, als habe sie alles, was er bisher geschrieben hatte, Seite für Seite gelesen.

Als die Unbekannte wieder auflegen wollte, bat Bürger sie, ihm noch einen Augenblick zuzuhören. »Mein Roman wird übrigens ›Das Portrait‹ heißen. Ein Kompromiss, wenn Sie so wollen. Ich möchte keine Diskussionen mit irgendwelchen Schlaumeiern vom deutschen Feuilleton über den Titel dieses Buches führen müssen. Und nun eine Frage. Was haben Ihrer Meinung nach ›Die Sirene‹ von Dieter Wellershoff, ›Die Frau der Wunder‹ von Alberto Bevilacqua und ›Das Portrait‹ von Gottfried Bürger gemeinsam?«

Bürger erwartete, dass die Frau kühl sagen würde, sie könne diese Frage leider nicht beantworten, um dann sofort das Gespräch zu beenden. Er hatte sich Sätze zurechtgelegt, um die Unbekannte am Telefon zu halten. Zu seiner Überraschung sagte die Anruferin einfach nur: »Ich kann Ihre Frage nicht beantworten, weil ich die beiden anderen Bücher nicht kenne. Ich werde sie mir erst einmal ansehen.«

Damit waren die vorbereiteten Sätze überflüssig geworden. Bürger sagte: »Diesen drei Büchern ist gemeinsam, dass in ihnen anonyme Anrufe eine wichtige Rolle spielen.«

Noch während er das sachlich konstatierte, wurde Bürger klar, dass es der Unbekannten wieder gelungen war, *ihn* zu verunsichern. Sie tat wie selbstverständlich so, als überwachte sie, dass er auch weiter an diesem Roman schrieb. Sie gab außerdem einfach zu, dass sie diese zwei Bücher nicht kannte. Kaum, dass sie das gesagt hatte, legte sie auf.

Der Anruf drei Tage später war sehr kurz. Sie habe sich die Bücher von Bevilacqua und von Wellershoff besorgt, sagte die Frau.

»Mir ist klar geworden, dass ich mit diesen Anrufen besser Schluss mache«, sagte die Frau. Ihre Stimme war wie immer ganz ruhig. »Ich möchte keine vorhandenen Sujets wiederholen. Ich schlage vor, dass wir uns in den nächsten Tagen einmal treffen. Immer vorausgesetzt, dass Sie Interesse an einem solchen Treffen haben.«

Es gelang Bürger, der nicht damit gerechnet hatte, dass sich die Unbekannte auf einmal zu erkennen geben würde, seine Überraschung zu verbergen.

»Wohnen Sie denn in Göttingen?«, fragte er.

»Ich wohne nicht nur in Göttingen, sondern ganz in Ihrer Nähe, am Theater. Ach, damit ich es nicht vergesse: Ich heiße Dagmar Perutz.« Die Frau nannte ihre Telefonnummer, die Bürger aufschrieb. »Wollen wir uns am Freitag um fünf Uhr im Café Cron treffen? Haben Sie da Zeit?«

Bürger spürte, dass eine heftige Nervosität jetzt doch noch in ihm aufstieg wie eine dünne, scharfe Flüssigkeit.

»Sie werden sich vorstellen können, dass ich neugierig bin«, sagte er.

Die Frau antwortete jetzt förmlich: »Ich freue mich wirklich, dass ich Sie endlich einmal persönlich kenne-  
lerne, Herr Bürger.«

Nach diesem Gespräch griff Bürger sofort zum Telefonbuch und schlug den Namen nach. Er zweifelte im Grunde genommen nicht daran, dass die Frau ihm ihren richtigen Namen und ihre korrekte Telefonnummer genannt hatte, aber er wollte sehen, ob im Telefonbuch weitere Angaben standen. Er fand den Namen und auch die Telefonnummer sofort. *Perutz, Dagmar, Dr. med., Dr. phil.* stand im Telefonbuch. Dagmar Perutz war zusammen mit ihrem Mann eingetragen, Klaus Perutz, ei-

nem Professor. Beide waren, so stand es da, Fachärzte für Psychiatrie.